

Nikolaus Telitschko (1926-2012)



Nikolaus (Niklas) Telitschko verbrachte den Großteil seines Lebens in Bartholomäberg/Innerberg. Geboren wurde er allerdings in der Ukraine, in Horodyschtsche. Als Kind erlebte er dort die schreckliche Hungersnot, die mit der stalinistischen Kollektivierung der Landwirtschaft verbunden war. Im Jahre 1942 kam der damals 16-Jährige, der einzige Sohn in der Familie, als jugendlicher Zwangsarbeiter ins sogenannte „Aufbaulager Silbertal-Bartholomäberg“. Nach Kriegsende blieb er im Land und wurde 1957 österreichischer Staatsbürger.

Nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in seinem Heimatort im November 1941 musste sich der 16-Jährige beim Arbeitsamt melden. Er ging damals noch zur Schule, doch für die „slawischen Untermenschen“ hatten die deutschen Besatzer keine Schulbildung mehr vorgesehen. Am 19. Mai 1942 kamen 151 zivile Ukrainer im Lager der „Aufbaugemeinde Silbertal“ (Montafon) an. Fast alle stammten aus Dörfern nahe der Stadt Tscherkassy: 33 aus Mliw, 80 aus Horodyschtsche, 13 aus Starosilia.

„Die keine Arbeit hatten, bekamen rote Karten, die Beschäftigten eine grüne vom Arbeitsamt bei uns. 1942 hat es geheißen, die roten Karten müssen sich am Bahnhof mit Sack und Pack melden – ab nach Deutschland. Am 6. Mai sind wir weggefahren – da hat der Vater gesagt: In sechs Monaten ist der Bub zu Hause, dann haben wir unsere Ruhe. Von mir ein Schulkollege, wir saßen in der gleichen Bank, der floh viermal, ehe er doch mit musste. Die ukrainischen ‚Hiwilligen‘ [Hilfskräfte] haben die Arbeitsunwilligen bei den Deutschen gemeldet. Diese ‚Hiwilligen‘ dienten als zivile Polizisten. Die Führung hatten die Deutschen, aber die unange-

nehmen Dinge mussten die Ukrainer ausführen: Dazu gehörte etwa das Erschießen der Juden. Dann hat man einen Zug zusammengestellt, Stroh in die Waggons gegeben, hinein und ab nach Deutschland. 13 Tage sind wir unterwegs gewesen, weder Toiletten noch etwas zu essen hat es gegeben, rein gar nichts. So sind wir nach Wörgl gekommen. Dort war ein Umschlaglager. Wir wurden entlaust, alles, was wir noch hatten, wurde uns weggenommen, die Haare wurden geschnitten und dann am anderen Tag, geschlafen haben wir nur draußen, am anderen Tag hat man uns gruppiert in normale Waggons verladen. Immer wieder sind da 20, dort 30 ausgestiegen. Das war schon alles organisiert. [...] Ich kam bis Schruns, dann sind wir zu Fuß hinein ins Silbertal.

Zuerst, als wir gekommen sind, war das Lager nagelneu, französische Gefangene haben es aufgestellt. Daneben war ein Viehstall, ungebraucht. Dort hinein streute man Stroh und fast einen Monat hausten wir in dem Stall. Vor dem Stall war der Brunnen, dort musste man sich waschen, alles mit Wasser mussten wir beim Brunnen machen. Dann durften wir in die neuen Lager einziehen. Die Franzosen zogen weg, das Lager war rundum eingezäunt, fast drei Meter hoch mit Stacheldraht. Gitter, oben ein Schild. Es gab ein Tor, jede Nacht sperrte man zu, zuerst waren wir 270 Mann da herinnen, es waren auch einige ältere von der Region Schytomyr, einige waren noch viel jünger als ich, 14-jährige Kinder, nicht umsonst weinten viele ohne Mama. Ich war gut 16. Wir sind vom Dorf hineinwärts auf die Baustellen, die Güterwege hat man verbessert, verbreitert, Stützmauern gemacht, das Wegenetz verbessert, einen Stall gebaut. Da waren immer während des Sommers so 40, 45 Mann. Mein Gott, das Tal war so eng!

Wann kommt denn die Sonne? Im Winter war vier Monate überhaupt keine Sonne im Dorf. Wir schauten immer hinauf, fort durfte man ja nicht, das war unerlaubt. Auch von den älteren Buben weinten einige, wir werden die Ukraine nicht wiedersehen.“

Im „Aufbaulager“ litt der heranwachsende Nikolaus Telitschko ständig an Hunger, und sein Gesundheitszustand war schlecht:

„Ich hatte oft Furunkeln und ich war deshalb mehrere Wochen im Krankenstand. [...] Wir hatten keinen Ausgang, wir durften nicht einmal nach Schruns hinaus, der Kirchenbesuch war für uns verboten, auch der Gasthausbesuch, der Kontakt mit den Einheimischen war untersagt, außer wenn man direkt etwas mit ihnen zu tun hatte. Glück hatte einer, wenn er einmal bei einem Bauern arbeiten durfte und eine Kartoffel bekam. Kartoffeln habe ich im Lager nicht gesehen, die ganzen drei Jahre nicht. Am Morgen gab es Kaffee, braunes Wasser, zu dritt musste man ein Kilo Brot teilen, zum Schluss zu viert. Das war das Frühstück, das schlang man hinunter. Zu Mittag Rübeneintopf und am Abend dasselbe. Das war alles, wir hatten Hunger. Besonders am Anfang – bis die Mutter dann Tabak geschickt hat, den habe ich eingetauscht für Brot. Für zwei Zigaretten gab es eine Tagesration Brot.“

Doch nicht nur an den Hunger erinnerte sich Nikolaus Telitschko: Auch die Bekleidung war mangelhaft, Schuhe fehlten oder waren zerrissen, es mangelte an Socken und Fußlappen, so dass das Arbeiten in den Bergen – besonders im Winter – zur Qual wurde. Erfrierungen waren die Folge.

Lebhaft in Erinnerung geblieben sind Telitschko auch die Fluchtversuche seiner Kameraden sowie die Unglücksfälle und die Todesopfer, welche die NS-Gewaltherrschaft gefordert hat:

„Gleich am Anfang sind sechs oder sieben beim Rapport nicht mehr dagewesen, sie sind über den Kristberg nach Dalaas geflüchtet, wollten einfach heim. In Langen hat man sie schon kassiert, einer hat gefehlt. Nikola Reschetow ist bei Nacht und Nebel zu Tode gestürzt. Ein halbes Jahr später fand man die Reste von ihm. [...] Die Eingefangenen machten Bekanntschaft mit dem AEL Reichenau.

Der Bürgermeister Franz Zudrell war ein Nazi. Wir hatten einen besonderen Fall. Damals war ein Bub bei einer Bauernfamilie, mit Spitznamen der ‚kleine Wassili‘ genannt [Viktor Seliwonig]. Der Mann hatte einen Holzfuß, konnte nichts tun, da hat man immer den Buben geholt, tagtäglich war er bei der Familie. Dann kam das Gerücht auf, er habe sich an der Bäuerin vergriffen. Ob was gewesen ist, kann ich nicht behaupten. Den hat man geholt, man hat ihn nach Innsbruck gebracht, dann wurde er in Dachau gehängt, er war damals 16 oder 17 Jahre alt. Der Galgen stand schon im Silbertal, als Abschreckung für uns sollte der Bub im Silbertal gehängt werden. Aber der Bürgermeister sagte, das will ich nicht. Silbertal war für ihn ‚übervölkert mit Ausländern‘. Er sagte, wer weiß, was da passiert, das hat er abgelehnt.“

Kontakte zur einheimischen Bevölkerung waren strengstens verboten, und die Lagerinsassen mussten das „Ostarbeiter“-Zeichen tragen.

„Das Ostabzeichen, das wir immer tragen mussten, das hat keine Lebensdauer gehabt. Der August, mein Kollege, meinte, komm, tu das Hemd ab. Ich sagte, ich kann nicht nackt herumgehen. Er mochte das gar nicht. Wenn du die Wäsche gekocht hast, hat sich das Abzeichen verfärbt, war blank. Die Bürokräft im Lager war immer streng dahinter, Abzeichen, die hatte sie immer in der Tasche, wenn du keines gehabt hast, sagte sie: da, annähen [...]“

Die jüngsten Zwangsarbeiter im „Aufbaulager Silbertal“ waren gerade 14 Jahre alt. Heute leben nur mehr ganz wenige der einstigen Lagerinsassen. Zu einigen wurde in den letzten Jahren Kontakt hergestellt und sie wurden zu wichtigen Zeitzeugen.

Im Lager waren nicht nur Ukrainer:

„Bis auf drei Italiener und acht, neun Mann Liechtensteiner – sie hatten eine extra Baracke, waren nicht im Zaun –, die Italiener waren auch ‚Gastarbeiter‘, Steinmetze. Am Anfang war ich bei den Italienern im Steinbruch. Ich hatte sie gern, die drei Italiener konnten wahnsinnig schön singen. [...] Serben waren dort, Kroaten. Im alten Schulhaus, das war auch eingezäunt

mit Stacheldraht, da waren die Serben, die musizierten, das hörten wir wahnsinnig gern. Sonntags oder am Abend, wir hörten sie musizieren, am Zaun machten wir ein bisschen Bekanntschaft, waren circa 20 Mann. Franzosen waren die ersten Tage da, stellten die Baracken auf, hatten ein Zeichen am Rücken mit weißer Farbe, Kriegsgefangene. Hatten französische Käpfele, dann kamen sie weg und wurden nie mehr gesehen. Die Serben sind 1943 auch weggekommen. Anfang Sommer. Ich habe ein einziges Mal einen russischen Kriegsgefangenen gesehen. Die russischen Kriegsgefangenen waren in Gawatsch, da war ein Lager für 60-80 Mann, die waren dort stationiert, und wir waren im Silbertal. Ausgang hatten wir nicht, aber wir mussten einmal nach Schruns einen Waggon ausladen, Kunstdünger brachte man ins Lagerhaus und Thomasmehl. Ein zweites Mal mussten wir hinaus, um einen Waggon Rüben auszuladen. Wir bekamen einen Traktor, der auf Gas umgestellt war. Die Kriegsgefangenen haben Straßen ausgebessert. Dort habe ich das erste und letzte Mal richtige russische Kriegsgefangene gesehen. Von uns vom Lager hat man dann 40 Mann nach Gawatsch überstellt. Die Gefangenen haben uns so schiach angeschaut, sie haben sich gefürchtet, mit uns zu reden. Wir waren auf einem Hänger, vier bis fünf Mann, da haben sie uns so angeschaut, aber Kontakt haben wir überhaupt keinen gehabt.“

Auch die Hoffnung, einmal Urlaub zu bekommen, erfüllte sich nicht: „Dann haben sich einige von uns beschwert, wir möchten heim, man hat uns versprochen in drei Monaten. Da hieß es Arbeit, Arbeit, Arbeit.“

Nach Kriegsende im Mai 1945 sollten die im Land befindlichen Zwangsarbeiter möglichst rasch außer Landes – in die Schweiz – gebracht werden. Die stalinistische Sowjetunion wollte ihre Bürger zurück haben. Nikolaus Telitschko entkam im Frühjahr 1945 der sowjetischen Repatriierungskommission: Er lag zu diesem Zeitpunkt mit einer eitrigen Mittelohrentzündung in der Mehrerau im Spital.

Dass er im Montafon bleiben konnte, verdankt er vor allem dem neuen Bürgermeister Alois Werle, der zu ihm „wie ein Vater“ war und auf dessen Hof er gearbeitet hatte, um die magere Lagerkost aufzubessern. Nach seiner Genesung erhielt er eine Vorladung in das Gemeindeamt in Schruns, zur französischen Kommandantur:

„Werle wollte unbedingt, dass ich da bleibe. Er malte aus, was mich in der Heimat erwarten würde. Denn ich hatte ja im ‚Feindesland‘ gearbeitet. Er sagte, ich würde nach Sibirien kommen. Im Gemeindeamt saßen vier Russen in Uniform. Ich sollte ein Formular unterschreiben. Es war eine ganz schwierige Entscheidung für mich. Heute reut es mich: Ich bin geblieben und habe meine Heimat verloren. Ich bin 70 Jahre in Vorarlberg und bin ein Ausländer mit österreichischer Staatsbürgerschaft. 17 Jahre lang hatte ich keinen Kontakt zu meiner Heimat. Dann habe ich einen Brief von meiner Mutter erhalten. 1968 kamen dann die Eltern für einen Monat nach Vorarlberg. Der Abschied fiel sehr schwer. Ich bin dann sechsmal in die Ukraine

gefahren, 1997 das erste Mal, 2005 das letzte Mal. Aber da lebte von meiner Familie niemand mehr. Ich konnte nur die Gräber besuchen. Mein Vater ist 1990 gestorben, meine Mutter 1993 und meine Großmutter 1996.“

Auch von seinen Kollegen, die mit ihm ins Silbertal deportiert wurden, lebten im Jahre 2007 nur noch einige wenige: Wjatscheslaw Sawitsch, Wasyl Djatschenko und Pawel Burkut hat Margarethe Ruff aufgesucht und interviewt. ...

Das Leben in Innerberg/Bartholomäberg war für den ehemaligen Zwangsarbeiter Nikolaus Telitschko nicht einfach. Auch für seine erste Frau nicht: Sie ließ man es im Dorf spüren, dass sie einen „Russen“ geehelicht hatte. Der gemeinsame Sohn lernte kein Russisch, das wollte die Mutter nicht. Während der Pfarrer eine gewisse Stütze für die Familie war, diskriminierte der Volksschullehrer Telitschkos Sohn. Auf dem abschüssigen Sportplatz hatte der „Russe“ eine vorgegebene Rolle: Mitspielen durfte er nicht, er war für das Ballholen zuständig.

Von 1961-1982 war Telitschko im gräflichen Dienst. Er arbeitete für die Güterverwaltung von Wünschek-Dreher. Einst war die Gräfin vor den Russen in den Westen geflohen. Das 1979 errichtete Eigenheim von Nikolaus Telitschko und seiner Familie steht auf dem Grund der Wünschek-Dreher, die ihm auch ein Darlehen gewährt hatten. Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau heiratete er die Russin Larisa. Eine große Enttäuschung erlebte er bei der Pensionierung im Jahre 1985: Obwohl er sein Arbeitsbuch vorlegen konnte, wurden ihm die Jahre von 1942-47 für seine Pensionsansprüche nicht angerechnet. Die „Aufbaugenossenschaft“ hatte ihn bei der Vorarlberger Gebietskrankenkasse nicht angemeldet. Das „Aufbaulager Silbertal-Bartholomäberg“ wurde nach Kriegsende aufgelöst, einen Rechtsnachfolger gibt es nicht. Die Anmeldung bei der Krankenkassa erfolgte erst 1947. Alle Bemühungen, die Pensionsnachzahlung bei der „Pensionsversicherungsanstalt für Arbeit Salzburg“ zu bekommen, scheiterten.

Bis zum Lebensende konnte er diese Ungerechtigkeit nicht verwinden:

„Dass mir ein Teil meiner Pension vorenthalten wird, ist eine Ungerechtigkeit, eine ganz große Ungerechtigkeit, denn schließlich habe ich für dieses Land gearbeitet, und heute will niemand etwas davon wissen, dass ich schon 1942-1945 hier gewesen bin.“

Als er als ‚Zeitzeuge‘ am 5. Mai 2010 – dem offiziellen österreichischen ‚Gedenktag gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus‘ in Österreich – im Vorarlberger Landtag zu Gast war, sagte er, dies sei eine bleibende Wunde in seinem Leben: die Jahre der Zwangsarbeit pensionsrechtlich nicht anerkannt zu bekommen. Er verstarb am 16. November 2012.

Das letzte Interview mit Nikolaus Telitschko führten Werner Bundschuh und Margarethe Ruff am 7. Oktober 2011. Er wollte seine Lebensgeschichte noch selbst verfassen, dazu ist es nicht mehr gekommen.